
Der postkoloniale Blick

Herausgegeben von

Paul Michael Lützeler

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp 2024

Innerhalb der gegenwärtigen kulturtheoretischen Diskussion gewinnt der postkoloniale Diskurs immer mehr an Profil und Einfluß. Angesichts einer Welt, die durch westliche Vorstellungen geistig wie materiell dominiert wird, versucht die sogenannte Dritte Welt, sich der eigenen kulturellen Identität zu versichern, zu ihr zurückzukehren oder sie neu zu konstituieren.

Die Interdependenzen zwischen der Ersten und der Dritten Welt, die politischen, sozialen und Identitätsschwierigkeiten von Ländern Lateinamerikas, Afrikas und Asiens sind Thema der hier versammelten Reiseberichte, Tagebucheintragungen, Briefe und Reportagen.

Autoren wie Hans Christoph Buch, Eva Demski, Hubert Fichte, Günter Grass, Bodo Kirchhoff oder Martin Walser wollen bei sich und ihrem Lesepublikum das Bewußtsein von den Problemen der von ihnen besuchten Länder schärfen, wollen Vorurteile über fremde Kulturen abbauen, ohne die negativen Seiten in deren Traditionen zu übersehen.

Der postkoloniale Blick
Deutsche Schriftsteller
berichten aus der Dritten Welt

*Herausgegeben von
Paul Michael Lützeler*

Suhrkamp

2. Auflage 2015

Erste Auflage 1997

edition suhrkamp 2024

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1997

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Satzcentrum, Lahnau

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-12024-8

Inhalt

Einleitung: Der postkoloniale Blick 7

Uwe Timm

Das Nahe, das Ferne

Schreiben über fremde Welten (1997) 34

Hans Christoph Buch

Häiti: Drei Depeschen aus Port-au-Prince (1991) 49

Martin Walser

Ferienkolonie Tobago (1972) 58

Hans-Jürgen Heise

Mexico: Vom Quetzalcóatl zum Pepsicóatl (1980) 71

Hugo Loetscher

Brasilien: Die weißen Träume des schwarzen

Mannes (1984) 89

Peter Schneider

Die Botschaft des Pferdekopfs (1981) 107

Hans Joachim Sell

Peru: Monarchie der Armut (1975) 150

Hubert Fichte

Dakar-Tagebuch (1984) 181

Erika Runge

Südafrika 1974 (1974) 197

Ingeborg Drewitz

Mein indisches Tagebuch: Calcutta (1982) 224

Günter Grass

Zum Beispiel Calcutta (1989) 234

- Bodo Kirchhoff*
Deutsche Szenen aus Bangkok (1982) 244
- Eva Demski*
Singapur: Nähen für Deutschland (1988) 270
- Luise Rinser*
Indonesien: Auf der Lepra-Insel (1974) 285
- Drucknachweise* 299

Paul Michael Lützeler
Einleitung
Der postkoloniale Blick

I.

Innerhalb der gegenwärtigen kulturtheoretischen Diskussion gewinnt der postkoloniale Diskurs an Profil und Einfluß. Er steht in Zusammenhang mit anderen kritischen Diskursen wie denen der Postmoderne, des Feminismus und der Multikulturalität, die ihre moralischen Impulse aus demokratisch-pluralistischen Bestrebungen beziehen. Die postmodernen, feministischen und multikulturellen Diskurse ergeben sich aus der spezifisch westlichen soziopolitischen Gemengelage. Sie sind ohne die europäischen Emanzipationsbewegungen des 18. und 19. Jahrhunderts und die sie begleitenden Theoriediskussionen nicht vorstellbar. Daß bei dem interkontinentalen Charakter akademischer Kommunikation und öffentlicher Berichterstattung auch in Ländern der nicht-westlichen Welt an diesen Diskursen teilgenommen wird, versteht sich.

Der postkoloniale Diskurs hat seinen Ursprung in der sogenannten Dritten Welt; er führt, wenn auch stark modifiziert, den antikolonialen Diskurs der intellektuellen Köpfe der – in sich sehr unterschiedlichen – Unabhängigkeitsbewegungen von Mahatma Gandhi bis Frantz Fanon fort. Anders als im 19. und frühen 20. Jahrhundert, also zur Zeit weltweiter europäischer Dominanz, ist die äußere staatliche Autonomie in den ehemaligen Kolonialländern erreicht; was andauert, sind indirekte Formen wirtschaftlicher und politischer Dependenz. Die postkoloniale Konstellation in Ländern der Dritten Welt ist gekennzeichnet *erstens* durch die Auseinandersetzung mit der Erblast des ehemaligen Kolonialregimes, *zweitens* durch die Konfrontation mit neuen parakolonialen Abhängigkeiten von industrialisierten Ländern und *drittens* durch die Thematisierung von Konflikten und Problemen, die mit den kulturellen Traditionen und Modernisierungsbestrebungen dieser Länder zu tun haben. Der postkoloniale Diskurs zielt ab auf nationale und kontinentale Selbstbestimmung in den Regionen der Dritten Welt; er steht in Opposition zu einseitigen Abhängigkeiten von den Industrienationen, wie sie im Nord-Süd-Gefälle deutlich

werden; er sucht die erreichte Entkolonisierung zu sichern und neokolonialistische Tendenzen zu verhindern, er will der Dritten Welt im Kontext globaler Entwicklungen zu Achtung und Gehör verhelfen. Der postkoloniale Diskurs trägt dazu bei, eine eigene kulturelle Identität entweder zu behaupten bzw. zu ihr zurückzufinden oder sie neu zu konstituieren.

Es sind letztlich die Schriftsteller der Dritten Welt, die den postkolonialen Diskurs begründet haben. Er ist undenkbar ohne Autoren wie Carlos Pellicer in Mexiko, die in den USA lebende Bharati Mukherjee aus Indien oder – um zwei unterschiedliche Vertreter der Négritude zu nennen – Abdias do Nascimento in Brasilien und Léopold Sédar Senghor im Senegal. Vor allem durch ihre Schriftsteller hat die Dritte Welt sich in das Bewußtsein der Industrienationen eingeschrieben. Die Diskussionen um politische Eigenständigkeit und Identität ihrer Länder hätten ohne einen Ernesto Cardenal aus Nicaragua, einen Carlos Fuentes aus Mexiko oder einen Salman Rushdie aus Indien international weniger Beachtung gefunden. Diese Autoren sind bei ihren Sozialisationsprozessen durch jene Krisen gegangen, die sich unvermeidlich ergeben, wenn man – und das ist nicht nur metaphorisch gemeint – ins Kreuzfeuer sich bekämpfender Gruppen, Interessen, Ideologien, Länder und Kulturen gerät.

Die Autoren der Dritten Welt thematisieren offenbar Konflikte, die nicht nur für ihre Länder bezeichnend sind. Was einem internationalen Lesepublikum in der Zeit neuer Grenzauflösungen und Grenzziehungen, großer Migrationen und regionaler ethnischer Konflikte wichtig ist an der Literatur dieser postkolonialen Autoren, sind die Schilderungen trans- bzw. interkultureller Grenzgänge, multikultureller Schockerlebnisse und ihre Versuche, in der Extremlage zwischen kultureller Entropie einerseits und ideologischem Fundamentalismus andererseits einen Ort zu bezeichnen, der die Vergangenheit nicht abtut, vor den Realitäten der Gegenwart die Augen nicht verschließt und eine menschenwürdige Perspektive auf die Zukunft ermöglicht.

Die Theorie des Postkolonialismus erarbeiteten bezeichnenderweise Intellektuelle aus der Dritten Welt, die an Universitäten Europas und der USA lehren. Zu ihnen gehören u. a. Edward W. Said, Homi K. Bhabha, Gayatri Chakravorty Spivak, Djelal Kadir und Rajeswari Sunder Rajan. Ihre Erfahrungen als Angehörige postkolonial verfaßter Gesellschaften ließen sich mit der westlichen Er-

ziehung, die sie genossen, nicht ohne weiteres in Einklang bringen. Der Kulturkolonialismus, d. h. die Attitüde überlegener Arroganz, überdauerte an den westlichen Bildungsinstitutionen das Ende des politischen Kolonialismus. Als in der postmodernen Konstellation die Krise der westlichen Moderne offenbar wurde und als die Selbstkritik des Modernismus im Feminismus und im Multikulturalismus verstärkt Ausdruck fand, schlug in Academia die Stunde der neuen Offenheit gegenüber Intellektuellen, bei denen die Verarbeitung von Kulturbrüchen zum geistigen wie emotionalen Alltag gehört. Meilensteine postkolonialer Forschung sind Edward Saids – kontrovers diskutierte – Bücher *Orientalism* und *Culture and Imperialism*, in denen er zeigt, wie stark die westliche Wissenschaft und Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts im kolonialen Denken befangen blieben, daß sie den genuinen Zivilisationsleistungen des Orients nicht gerecht wurden. Wie bereits beim Multikulturalitäts-Diskurs sind auch in den postkolonialen Diskurs vor allem die sogenannten Intellektuellen mit doppelter Kulturerfahrung involviert. Die Konstruktion einer multikulturellen Identität ist ohne African-Americans, Jewish-Americans, French-Canadians oder Asian-Australians nicht vorstellbar, und eine vergleichbare Rolle spielen die Anglo-Indians oder die Mexican-Americans: Jeweils wird durch den Bindestrich die Doppelheit, die Fusion, die Kreuzung ihrer Identität deutlich. Djelal Kadir benutzt auf neue, verfremdete Weise das Adjektiv »otherwise« (1), um der »Weisheit« des »Anderen« im interkulturellen Dialog Geltung zu verschaffen. Homi Bhabha hat die Metaphern der »stairwell«, des Treppengangs, und der »interstitial passage« (4), der Zwischenpassage, in der postkolonialen Diskussion verwendet, um den Ort dieser Intellektuellen zwischen und in den verschiedenen Kulturen zu bezeichnen. Dabei setzen sie sich der Kritik kulturkonservativer Gruppen in ihren Herkunftsländern wie in den Staaten aus, an deren Universitäten sie lehren.

Zwischen den Multikulturalismus- und Postkolonialismus-Diskursen gibt es Beziehungen. Die Multikulturalitäts-Debatte wurde und wird vor allem in jenen westlich geprägten Industriestaaten geführt, die selbst einmal Kolonien waren: also in den USA, Kanada und Australien. Dies sind ehemalige Siedler-Kolonien mit europäischer Majorität und mit afrikanischen und asiatischen Minoritäten. Im Gegensatz zur Situation in den postkolonialen Ländern der Dritten Welt sind in diesen westlichen Ländern die ehemaligen Ein-

wohner, also die Indianer und die Aborigines, verdrängt, vernichtet und marginalisiert worden. Die Grundvoraussetzungen des kulturellen Diskurses sind andere als in der Dritten Welt. In ihr bildete die koloniale Herrschaftsschicht eine Minderheit, und sie zog sich weitgehend im Zug der Unabhängigkeitsbewegungen während der vierziger bis sechziger Jahre unseres Jahrhunderts in ihre europäischen Herkunftsländer zurück. Im Zentrum des postkolonialen Diskurses stehen die Probleme der Dritten Welt sowie ihrer Beziehung zu den Industrienationen. Um soziale Phänomene westlicher Gesellschaften aber geht es beim Multikulturalitäts-Diskurs, nämlich um die Anerkennung von Minoritätskulturen innerhalb einer weiß-europäisch-westlich geprägten Majoritätskultur. Die Gemeinsamkeiten der beiden Diskurse sind nicht zu übersehen: in beiden Fällen kämpfen unterprivilegierte Gruppen (einmal national, einmal global gesehen) um ihre Anerkennung in einer Welt, die durch westliche Werte geistig wie materiell dominiert wird. Und in beiden Fällen geht es – sieht man von Ausnahmen ab – nicht um Konfrontation und Abgrenzung, sondern um einen Dialog, der auf gegenseitige Akzeptanz wie auf die Anerkennung faktisch längst gegebener kultureller Symbiosen abzielt. Zudem ist in den genannten westlichen Ländern die Erinnerung an die eigene koloniale Abhängigkeit von europäischen Staaten noch wach genug, um sich die gesellschaftspsychologischen Konflikte der postkolonialen Gesellschaften in der Dritten Welt vorstellen zu können.

So überrascht es nicht, daß in Ländern, in denen der multikulturelle Dialog seit langem im Gange ist, auch der postkoloniale Diskurs aufgegriffen und intensiviert wurde. Besonders aktiv sind die australischen Kollegen Ashcroft, Griffiths und Tiffin an der Diskussion beteiligt. Mit ihrer Vorstellung aber, daß es eine gemeinsame kulturelle Problemstellung und Interessenlage zwischen allen ehemaligen Kolonialländern gebe, sind sie auf Widerspruch gestoßen. Es gibt fundamentale Unterschiede geschichtlicher, wirtschaftlicher, edukatorischer und politischer Art zwischen den westlichen Siedlerländern (Australien, USA, Kanada) und den Staaten der Dritten Welt. In den westlichen Industrienationen existiert die parakolonialistische Abhängigkeit von anderen Nationen nicht oder nur zu einem geringen Grad, ja, ihre Politiker und Wirtschaftsführer werden in vielen Ländern der Dritten Welt selbst als Neokolonialisten bezeichnet. Andere westliche Theoretiker des Postkolonialismus wie Linda Hutcheon, Anne McClintock, Pa-

trick Williams und Laura Chrisman haben sich mit Recht gegen diese undifferenzierte australische Analyse der postkolonialen Konstellation gewandt. Die zuletzt genannten Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen haben aktiv am postmodernen, feministischen und multikulturellen Diskurs in den USA bzw. in Kanada teilgenommen, und von hier aus bauen sie Brücken zur Theorie des postkolonialen Diskurses, wie er von den Kollegen mit doppelter Kulturerfahrung initiiert wurde. Auch sie sehen, daß die Probleme der Dritten Welt immer drängender werden. Auf legale wie illegale Weise suchen immer mehr Immigranten aus Dritte-Welt-Ländern der Karibik, Lateinamerikas und des pazifischen Asien in den USA Arbeit, und einige Slums in den amerikanischen Großstädten unterscheiden sich nur noch graduell von jenen in Mexico City, Kairo oder Bombay. Es gibt Armutsgrade der Dritten in der sog. Ersten Welt, wie es hier und da Anhäufungen von Reichtum in der Art der Industriestaaten in den sog. Entwicklungs- bzw. Schwellenländern gibt.

II.

Die Interdependenzen zwischen der Ersten und der Dritten Welt, die Schwierigkeiten von postkolonialen Gesellschaften und ihre politischen, sozialen wie Identitätsprobleme sind auch den deutschen Schriftstellern nicht verborgen geblieben. Während der Studentenbewegung gab es – im *Kursbuch* ist es dokumentiert – nicht nur radikaldemokratisch inspirierte innenpolitische Debatten, sondern auch erregte Diskussionen über die Beziehung der Ersten zur Dritten Welt. In neomarxistischen Erklärungsmodellen wurde die Relation von Kapital und Arbeit, von Expropriateuren und Ausgebeuteten, wie Marx sie verstanden hatte, auf die Beziehung zwischen Erster und Dritter Welt übertragen, wobei die Zweite Welt, also die sozialistischen Industrienationen, als Hoffnungsträger galt. Wie gebannt schaute man auf das Revolutions-Experiment von Castros Kuba, und der Kampf zwischen Nord- und Südvietnam wurde als Stellvertreterkrieg der sich emanzipierenden armen Länder gegen den Neokolonialismus der westlichen Industrienationen interpretiert. Als Inkarnation des Verrats der Interessen der Dritten Welt an den imperialistischen Welt-Kapitalismus galt der Schah von Persien. Hans Magnus

Enzensberger reiste nach Kuba und Peter Weiss nach Vietnam. Die literarischen Resultate dieser Ausflüge (*Das Verhör von Habana*, 1970 und *Vietnam-Diskurs*, 1968) sind Dokumente soziopolitischer Ideologie und Utopie der späten sechziger Jahre. Doch solche Reisen waren die Ausnahmen. Das literarische Engagement für die Dritte Welt in der Bundesrepublik der sechziger Jahre war theoriegesättigt und erfahrungsarm, stark in der Überzeugung und schwach an Sachkenntnis. Die entsprechenden Stellungnahmen waren traktathaft-dogmatisch, nicht essayistisch offen angelegt. Was das Reisen betrifft, wirkten noch Verhaltensweisen und Beengtheiten der fünfziger Jahre nach, so daß Schriftsteller ihre Exkursionen durchweg auf die europäischen Länder beschränkten; und wenn man sich – selten genug – an Transatlantisches wagte, schaute in der Regel ein Abstecher in die USA heraus.

Das änderte sich Anfang der siebziger Jahre, als Peter Schneider mit *Lenz* (1973) die Krise der Studentenbewegung artikuliert und das Lebensgefühl einer ›Neuen Subjektivität‹ auf den Nenner brachte. Die Literatur der ›Neuen Subjektivität‹ war Teil einer veränderten kulturellen Verfassung, für die sich die Bezeichnung Postmoderne durchgesetzt hat. Das postmoderne Wissen ist gekennzeichnet durch Ideologieskepsis, Mißtrauen gegenüber Global-Utopien und großen Entwürfen bzw. universalen Meta-Erzählungen, durch Offenheit für persönlich-subjektive Erklärungsmuster, Erfahrungshunger (Rutschky) und Wiederentdeckung der Sinnlichkeit, durch Bestehen auf Konkretheit und die Rehabilitierung des Geschichtlichen. Schon *Lenz* war ein literarischer Reisebericht, und wenn hier auch die geographische Distanz zu Deutschland relativ gering blieb, reichte die italienische Erfahrung aus, um die Probleme des studentisch-bewegten Berlin zu relativieren. Schneiders Held steht noch im Bann bürgerlicher Reisevorstellungen des frühen 19. Jahrhunderts, als man gesellschaftlichen Zwängen mit der Vorstellung vom großen Freiheitserlebnis in Italien oder Griechenland zu entkommen hoffte. Archetypen dieser Art literarischen Fernwehs sind Goethe und Byron. Dabei steht Goethe für die Erweiterung des individuell-persönlichen Freiheitsbereichs; Byron dagegen für das umfassender konzipierte Ideal der Volksfreiheit, für die Befreiung einer Nation aus kolonialer Abhängigkeit. Eine Kontinuität in den Vorstellungen über die Reiseziele und die Form ihrer Darstellung läßt sich zwischen diesen Autoren des 19. Jahrhunderts und den Autoren und Autorinnen der Gegen-

wart, die in die Länder der Dritten Welt reisen, nicht konstruieren. Sicher ist jedoch, daß sie in ihren Intentionen den Byronischen näherstehen als den Goetheschen, wenngleich persönliche und gesellschaftliche Freiheit nicht als voneinander getrennt vorzustellen sind.

Seit den siebziger Jahren haben viele deutschsprachige Autoren den Radius ihrer Reisen erweitert und die Länder der Dritten Welt besucht. Dabei wirkte bis zu einem gewissen Grad der Impetus der Studentenbewegung nach. Doch statt es zu Hause bei der Lektüre von *Kursbuch*, *konkret* und *Argument* zu belassen, um sich ein Bild von den Armenhäusern des Globus zu machen, zog man nun die eigene Anschauung vor. Zudem kam man auch in den deutschsprachigen Ländern selbst stärker als zuvor mit Migranten, Flüchtlingen und Asylanten aus der Dritten Welt in Berührung, was zu einer Ausweitung der Berichte in den Medien über Vorgänge in diesen Ländern führte und eine kontroverse Diskussion über Fremden- und Asylanten-Gesetzgebung nach sich zog. Ferner verlagerten auch deutsche, österreichische und schweizerische Großbetriebe eine Reihe von Produktionsstätten in die sogenannten Niedriglohnländer, was den Kontakt mit Staaten der Dritten Welt intensivierte. Und schließlich flog der kommerziell organisierte Tourismus immer mehr Orte der Dritten Welt als Urlaubsziele an, meistens offeriert unter den Reklame-Stichworten ›paradiesische Oase‹, ›exotische Exklave‹ oder ›Sexutopia‹. Der Massentourismus begann mit Thomas Cook in England vor hundertfünfzig Jahren, aber der internationale Massen-Ferntourismus ist ein neues Phänomen der letzten Jahrzehnte. Er ist gleichsam die logistische und technische Voraussetzung für die zahlreichen Fernreisen der Schriftsteller seit den siebziger Jahren. Nicht etwa, daß sich die Autoren durch Neckermann und TUI die Reise von der Stange verpassen ließen. Im Gegenteil, sie suchen der Entindividualisierung der vermarkteten Urlaubs-Tristesse soweit wie möglich zu entgehen, haben ihre Reisen selbst vorbereitet, und ihre Zeit wird an den Zielorten nicht von Urlaubs-Managern verplant. Aber die ganze touristische Infrastruktur mit Reisebüros, Konsulaten, Flug- und Hotelbetrieb gäbe es im bestehenden Umfang ohne Massentourismus nicht; sie ist gleichsam das Sicherheitsnetz, durch das auch die Autoren als letzte Individualisten unter den Reisenden aufgefangen werden können, sollten allzu große Schwierigkeiten bei ihren Ausflügen in die Ferne auftauchen. Der Massentourismus ist in den

Reiseberichten der Autoren ein Thema unter anderen. Er wird zwar kritisch kommentiert, doch sind sich die Schriftsteller bewußt, daß sie praktisch wie geistig selbst immer Touristen, Gäste bzw. Fremde bleiben.

Daß Autoren Länder anderer Kontinente besuchen, ist an sich nichts Neues. Zwischen Jahrhundertwende und Erstem Weltkrieg zog es zum Beispiel eine Reihe deutscher Autoren wie Hermann Hesse, Max Dauthendey, Hermann Graf Keyserling, Rudolf Kassner, Alfons Paquet und Elisabeth von Heyking nach Asien. Was damals lockte, war die verspätet romantische Vorstellung einer östlichen Alternative zur Dekadenz des Westens, war die utopische Idee einer Auffrischung der abendländischen Kultur durch asiatische Weisheit. Die heutigen Autoren wollen vor allem Geschichte und Gegenwart, Lebensbedingungen und Entwicklungen der bereisten Länder kennenlernen; wollen ihr Wissen um die Interdependenzen zwischen Erster und Dritter Welt durch Erfahrung überprüfen. Sie gehören zur kleinen Gruppe der kritischen Reisenden innerhalb des Massentourismus, d. h., sie lassen sich nicht durch die sog. ›Sehenswürdigkeiten‹, durch die als zeitlos-schön ausgegebenen Phantasiegebilde der Reise-Reklame den Blick auf die sozialen Gegebenheiten verstellen; sie sind nicht auf problemlos-erholsames ›sight-seeing‹ aus, sondern haben sich auf das komplizierte Geschäft kulturellen Fremdverstehens eingelassen.

Mit ihren Reiseberichten nehmen die Autoren teil am internationalen postkolonialen Diskurs. Bei sich und ihren Lesern wollen sie das Bewußtsein für die Dritte Welt schärfen, wollen Vorurteile über fremde Kulturen abbauen, ohne ihrer Meinung nach negative Seiten in den kulturellen Traditionen der besuchten Länder zu übersehen; wollen letztlich zur Verringerung menschenunwürdiger Verhältnisse in der Dritten Welt beitragen. Anders als in den sechziger Jahren bei Hans Magnus Enzensberger und Peter Weiss ist ihre Darstellung nicht durch eine neomarxistische Perspektive bestimmt: Zur postmodernen Kondition gehörte schon vor 1989 – siehe Lyotard – das Mißtrauen gegenüber Geschichtsphilosophien, die vorgaben, künftige Entwicklungen vorhersagen zu können. Diese postmoderne Skepsis hat sich nach 1989 noch verstärkt, nachdem die kommunistische Schutzmacht UdSSR sich auflöste, China mit Marktwirtschaft experimentiert, Nordkorea sich isoliert und Vietnam wie Kuba westliche Investoren suchen. Die noch-sozialistischen Länder haben ihre Modellfunktion für die

Dritte Welt eingebüßt. Im Vergleich zu den Reportagen aus den sechziger und frühen siebziger Jahren sind die postkolonialen Berichte der Autoren aus den letzten beiden Dekaden zurückhaltender mit Schuldzuweisungen, differenzierter in der Kritik, aber auch ratloser angesichts der schier unbewältigbaren Misere, der man in der Dritten Welt auf Schritt und Tritt begegnet. Wenn man nach dem Standpunkt fragt, von dem aus sie urteilen, ist es meistens derjenige von Intellektuellen, die liberale und soziale, pluralistische und multikulturelle, demokratische und offene Gesellschaftssysteme favorisieren.

Die literarischen Formen, die sich bei ihren Berichten ergeben, haben seit der ›Neuen Subjektivität‹ an Beliebtheit gewonnen: Bevorzugt werden die autobiographischen Gattungen des Briefes, des Tagebuchs und des Reiseberichts. Der Reisebericht hat seine eigene Geschichte und seine spezifischen Gesetzmäßigkeiten. Er ist als Informationsmittel über authentische Reisen zu verstehen (Brenner), doch gibt es ein weites Spektrum der Realitätsschilderung von der möglichst ›objektiven‹ Reportage, in der vor allem Gesprächspartner zitiert werden, bis zu subjektiven Erinnerungen, die sich vor fiktionalen Weiterungen nicht scheuen. Das Reise-Tagebuch ist eine Sonderkategorie des Tagebuches. Während ein Diarium normalerweise nicht für die Publikation zu Lebzeiten bestimmt ist und sich durch Monologisches, Selbstkritisches, Ungeschminktes, Melancholisches auszeichnet, ist das Reise-Tagebuch der Schriftsteller durchweg im Hinblick auf die baldige Veröffentlichung geschrieben. Bei ihren Notizen haben die Autoren ein Lesepublikum aus ihrem sozialen Umkreis und aus ihrer Gegenwart im Auge. Die Grenzen zum Reisebericht sind beim Reise-Tagebuch fließend. Bei den Reise-Briefen wiederum sind die Unterschiede zum Reise-Tagebuch marginal, denn hier werden – quasi diaristisch – die aktuellen Erlebnisse in Abständen weniger Tage einem Briefpartner mitgeteilt. Reise-Briefe haben von vornherein eine ausgeprägtere dialogische Dimension, sind stärker argumentativ angelegt und enthalten oft größere Details als Tagebücher, da es darum geht, jemand anderem die Umstände der Reise genauer zu erklären bzw. eigenes Verhalten zu erläutern oder zu rechtfertigen. Reisebericht, -tagebuch und -brief wiederum können zur Gattung des Essays gezählt werden, der sich seit Montaignes Zeiten auszeichnet durch Kritik und Offenheit, Wahrheitssuche und Dogmenfeindschaft, durch mehr Fragen als Antworten.

Seit Montaigne hat sich eine Grundkonstellation oft wiederholt, die zur Favorisierung des Essays führt: Bei der Erfahrung eines geschichtlichen Bruchs, im Durchleben einer historischen Diskontinuität greifen die Autoren zu einer Gattung, in der sie die neue Unsicherheit, die subjektive Suche nach anderen Orientierungen artikulieren können. Das irritierende Elend in der Dritten Welt, das aus Revolutionen, Modernisierungsschüben, Bürgerkriegen, Hungersnöten, Migrationen und Umweltkatastrophen resultiert, fordert die Autoren zu Stellungnahmen heraus.

III.

Zu den Erkundern der Dritten Welt in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur gehören vor allem Hans Christoph Buch, Hubert Fichte, Günter Grass, Uwe Timm, Bodo Kirchhoff und Hugo Loetscher. Sie haben in einer Vielzahl von fiktionalen Texten und pragmatischen Berichten ihre Reiseerfahrungen in den armen Ländern der Karibik, Lateinamerikas, Afrikas und Indiens verarbeitet. Diese Untersuchung beschränkt sich auf die Diskussion ihrer nichtfiktionalen Mitteilungen. Zu nennen sind ferner die Reiseberichte von Eva Demski, Ingeborg Drewitz, Hans-Jürgen Heise, Luise Rinser, Erika Runge, Peter Schneider, Hans Joachim Sell und Martin Walser. Ihre Tagebücher, Briefe, Berichte und Reportagen aus Indien, Singapur, Indonesien, Südafrika, Mexiko, Trinidad, Brasilien und Peru zeichnen sich durch das aus, was ich den postkolonialen Blick nennen möchte. Mary Louise Pratt hat in ihrem Buch über koloniale Reiseberichte des 18. und 19. Jahrhunderts den kolonialen Blick umschrieben als jene Autoren-Perspektive, die gleichsam olympisch alles übersieht, alles eindeutig zu bewerten und einzuordnen weiß. Dem kolonialen Blick entsprachen die Herrenattitüde eines »Königs in seinem Reich« (»Monarch of all I survey«) und die Strategie gezielter Eroberung und Beherrschung, wie sie für koloniales Verhalten bezeichnend war (201). In den hier behandelten Texten der deutschsprachigen Schriftsteller und Schriftstellerinnen der Gegenwart jedoch hat – jedenfalls der Intention nach – der postkoloniale den kolonialen Blick abgelöst: Die Autoren bekennen Unsicherheiten, Irritationen, mögliche Irrtümer und die Begrenztheit ihrer Erfahrung ein. Sie wissen, daß ein eurozentristischer Blickwinkel den Zugang zu den Problemen der

Dritten Welt erschwert, sind sich aber gleichzeitig darüber im klaren, daß sie bei ihren Reisen europäische Denk- und Verhaltensweisen nur revidieren, nie aber aufgeben können. Uwe Timm erinnert (unter Berufung auf Edward Said) in seinem Essay *Das Nahe, das Ferne* daran, daß das »europäische Subjekt« sich »ermächtigt« sieht, »sich in überseeische Territorien einzunisten«, um »ihnen letztlich (...) Autonomie oder Unabhängigkeit zu verweigern«. Gerade diese Einsicht müsse »der Schriftsteller mitreflektieren, der aus Europa (...) kommt und die Länder der Dritten Welt bereist, um über sie zu schreiben, um sich ihrer nicht nur parasitär ästhetisch zu bedienen.« (42)

Bodo Kirchhoff hat den Wechsel vom kolonialen zum postkolonialen Blick an sich selbst beobachtet und darüber einen Essay (*Zeichen und Wunder*) geschrieben. Als er 1980 nach Äthiopien aufbrach, versprach er sich von dem Aufenthalt in diesem »schrecklich fremden Land der Dritten Welt« zunächst nur »reichlich Schreibstoff«. Er vergleicht sich rückblickend mit einem »Kaufmann« der Kolonialzeit, der »auf Rohstoffsuche in ein Land fährt, dessen Bewohner und Kultur ihm einerlei sind« (186). Erst nach mehreren Gesprächen mit einem jungen Äthiopier habe er »plötzlich sehr viele Fragen« (189) gestellt, habe »das Überschreiten der (...) Grenze« (193) hin zum »unheimlich Anderen«, das »Brechenkönnen mit dem Selbstverständlichen« in den Denk- und Verhaltenskonventionen seines Herkunftslandes an sich erlebt. Dieses Sich-Öffnen hin auf Ungewißheiten, die Bereitschaft zu »Gedanken- und Gefühlsarbeit« (194) bei der Erfahrung des Fremden ist Voraussetzung des postkolonialen Blicks. Peter Schneider hat im gleichen Jahr 1980 vier Monate lang Länder Lateinamerikas besucht. Nach dieser Reise hatte er sich so in den postkolonialen Blick eingeübt, daß er ihn zunächst bei seiner Rückkehr in Frankfurt am Main noch beibehielt. Dort beobachtete er bei der Ankunft auf dem Flughafen seine Landsleute bzw. die westlichen Reisenden mit den Augen eines Fremden: »Das sind sie also, die Vielberühmten, die Folgenreichen, die, die die besseren Götter besitzen. Aber sie heben die Beine ja kaum, wenn sie laufen, sie halten den Kopf leicht geneigt, und sie sind wirklich erstaunlich weiß (...). Und was ist mit den Augen? Warum schlagen sie sie sofort nieder, wenn man sie anschaut? (...) Diese Augenscheinen von keinem Wunsch mehr belebt, und was sich in ihnen spiegelt, ist hauptsächlich Umgebung. Kann es sein, daß die Sachen die Wün-

sche ganz einfach ersetzt haben? (...) Wissen sie nicht, mit welcher Sehnsucht, mit welchem Haß sie vom andern Ende der Welt beobachtet werden?» (7) Hans Joachim Sell versucht, die peruanische Gesellschaft zu verstehen, und sieht ein, daß er in Lima gleichsam »ein Mosaik zusammensetzen muß, um von irgendeinem politischen Vorgang ein Bild zu erhalten« (34). Als er mit immer neuen Alteritätserlebnissen konfrontiert wird, erinnert er sich der Worte Albert Camus', der den Wert des Reisens darin erkannte, die »unbestimmte Angst« auszuhalten und dem »Verlangen, in den Schutz unserer alten Gewohnheiten zurückzukehren« (45), zu widerstehen. Hubert Fichte gibt dagegen zu bedenken, daß der kritische Blick bei einem längeren Aufenthalt in der Dritten Welt auch seine Schärfe verlieren könne. In einer Eintragung seines senegalesischen Tagebuchs von 1984 beobachtet er selbstkritisch: »Schon hat man sich an alles gewöhnt. Ich finde (...) die hungrigen Menschen nicht mehr so furchtbar« (287). Günter Grass erkennt, daß Calcutta eine »Existenzlage« habe, die »jenseits von europäischen Kategorien wie Hoffnung und Verzweiflung angesiedelt« (43) sei. Eva Demski kann in Singapur nicht über ihren touristischen Schatten springen und gesteht sich ein, daß sie eine westliche Besucherin bleibt: »Wie tief ich immer (...) vordringen werde, ich gehöre nicht dazu« (181).

Derjenige Ort, der die zeitgenössischen europäischen Reisenden daran erinnert, wie stark man den Bedingungen des Tourismus verhaftet bleibt, ist das Hotel. Das Hotel spielt in eigentlich allen Berichten eine Hauptrolle. Meistens ist es im Stil der internationalen Moderne gebaut und gehört zu einer amerikanischen Hotelkette. Hans Magnus Enzensberger hat bereits 1958 *Eine Theorie des Tourismus* skizziert. Darin charakterisierte er das Hotel als »Schloß des Großbürgertums« (202) und »Kathedrale des Tourismus« (201). Heute wären Bezeichnungen wie »Stadion des Massentourismus« oder »Villa der westlichen *middle-class*« angemessener. Einheimische kommen in den Hotels vor allem als Dienstpersonal vor. Martin Walser prophezeit während des Aufenthalts in Trinidad und Tobago, daß noch »eine politische Epoche vergehen muß, bis (...) eine farbige Majorität das Hotel bevölkern wird« (60), in dem er untergebracht ist. Das »Crown Reef« in der Hauptstadt Port of Spain sei »für Amerikaner« gebaut, ebenso der dortige »Riesenrohbauregel eines häßlichen Holiday Inn« (61). Hans Joachim Sell errichtet dem Sheraton Hotel in Lima ein unrühmliches literarisches Denkmal: »Wie es in dieser reichlich wüsten Stadt dort steht, ist es

(...) eine Abnormität. Eine Aufreizung! Es paßt in das heutige Lima ganz und gar nicht. Ein Protzpunkt. Wer mag schon in einer Stadt, von deren Armut und Notsituation ich erst einige Proben habe, in diesem pervers anmutenden Luxus wohnen?« (40) Vergleichbar widersinnig ist für Hans-Jürgen Heise die Tatsache, daß »ausgerechnet im El Prado, einem der vornehmen Hotels von Mexico City«, unübersehbar jenes bekannte Bild von Diego Rivera hängt, das »den Ausgangspunkt der mexikanischen Revolution von 1910« (688) vorstellt. Doch gerade dieses Paradoxon verdeutlicht die unüberbrückbare Kluft, die sich in Mexiko aufgetan habe zwischen der »ideologischen Rechtfertigung« im Namen der Revolution und »der politischen Praxis«, die durch die Interessen einer relativ kleinen Schicht von Besitzenden bestimmt werde: »Die Revolution« sei »zu einem Fetisch geworden« (688). Peter Schneider ist »der immer neu gezackte Schlüssel zum immer gleichen Hotelzimmer« (9) ein weiteres Indiz für die Unmöglichkeit, auf seinen Reisen durch Peru und Brasilien von der Ersten Welt loszukommen. Gerade das Hotel steht ihm für die permanente Präsenz der Ersten in der Dritten Welt, für die Sehnsucht der Dritten Welt, sich die zivilisatorischen Insignien der industrialisierten Länder anzueignen. Ingeborg Drewitz hingegen fühlt sich im »Nirgendort« ihres »Hotels im Kolonialstil« in Calcutta »von allen Verbindungen zum eigenen Leben abgetrennt« (44). Eva Demski kommt es obszön vor, wenn sie sich »jeden Abend (...) in den klimatisierten Luxus« des Raffles-Hotels von Singapur zurückzieht, um »etwa fünf Tageslöhne« von Fabrikarbeiterinnen zu »verfressen« (187). Um Obszönes im Wortsinne geht es in Bodo Kirchhoffs Beschreibung des Sex-Tourismus in Bangkok. Sein Hotel hat für die Kundschaft aus der Bundesrepublik einen »Deutschen Biergarten« eingerichtet, von dem aus es nur »ein kurzer Weg (...) zum Grace-Hotel« (44) ist, dem – wie es in der Sprache der Touristen heißt – »größten Puff der Welt« (43).

Häufig sind die Autoren bei ihren Reisen in die Dritte Welt – besonders im Fall der lateinamerikanischen Länder – darauf bedacht, Kontakte zu Kollegen aufzunehmen, um in Gesprächen mit ihnen eine genauere Vorstellung von der Situation des Landes zu erhalten. Über die Funktion der Schriftsteller in der 1968 von den Militärs initiierten linken Revolution in Peru informierte sich Hans Joachim Sell. Ihm wird vom Schicksal des jungen Lyrikers Javier Heraud erzählt, der als Angehöriger einer Guerilla-Gruppe ausge-